

Zeitschrift:	Schweizer Schule
Herausgeber:	Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band:	12 (1926)
Heft:	1
Artikel:	Deutsche Wortentlehnung und ihre Datierung : (Schluss folgt)
Autor:	Häne, Rafael
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-524497

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bilde — ein Pharisäer, die geballte Faust gegen ihn erhebend und mit einer Verwünschung auf den Lippen über den faulen, bequemen, böswilligen Schwächling am Boden, der schon könnte, wenn er nur wollte. Dieser verständnislose Jude lebt noch auf Erden, in tausend und abertausend Exemplaren. Lebt und redet und schimpft in ungezählten Schulzimmern und in ungezählten Familienstuben, geht auf allen Straßen und hockt und frevelt an allen Wirtstischen, steht im Gerichtssaal hinter dem Angeklagten und schaut sogar dem Pfarrer ins Manuskript, wenn er am Samstag auf Predigt und Christenlehre sich vorbereitet. Unheiliger sündhafter Optimismus und Pessimismus! — Und ich erinnere mich an ein Wort des großen, ganz vom Christentum erfüllten heiligen Franz von Assisi.

Er, der doch, nach menschlichem Urteil, so himmelhoch über alle andere menschliche Tugendhaftigkeit hinausragte, sagte einst in heiligem Ernst zu einem Mitbruder: er — eben der hl. Franz selber — sei doch der schlechteste Mensch auf Gottes Erdboden. Er meinte wohl so: wenn andere Menschen eine so glückliche Naturanlage mit auf die Welt gebracht hätten wie er, und wenn die Gnade Gottes so gewaltig an diesen andern Menschen gezogen hätte, wie sie an ihm selber zog, dann wären diese andern sicher noch viel brüder geworden als er. Das war sündloser, heiliger Optimismus und Pessimismus. Und Gott sei es gedankt, auch dieser heilige Optimismus und Pessimismus lebt und verzeiht und hilft und tröstet und segnet noch auf Erden.

L. R.

Deutsche Wortentlehnungen und ihre Datierung

Von Dr. P. Rafael Häne O. S. B.

Wie jeder Mensch ein geborener Philosoph ist, so steht auch in uns allen ein Stück von einem Philologen. Das Wort als Kleid des Gedankens ist ein Teil unseres geistigen Wesens. Darum, meine ich, sei eine etwas eindringendere Kenntnis der Muttersprache nicht nur Sache des Fachgelehrten, sondern, als ein Teil der Selbstkenntnis, jedes denkenden Menschen, vorab des Lehrers, der in andern nicht nur das Denken zu wecken und in gesetzmäßige Bahnen zu lenken hat, sondern auch berufen ist, dem Gedankeninhalt die entsprechende Form zu finden. Und darum glaube ich auch, werden die nachstehenden Ausführungen über den Wortschatz der deutschen Sprache den Aufgaben dieser Zeitschrift nicht allzu fern liegen, besonders da ich im Sinn habe, bei aller wissenschaftlichen Zuverlässigkeit doch nicht auf dem hohen Ross einer schwerverständlichen Fachterminologie einherzutraben, und so auf den ersten Schritt schon im Leser ein gelindes Gruseln und eine Angst vor philologischen Spitzfindigkeiten und schwerverdaulichem Kleinram zu wecken; sondern einfach und schlicht will ich einige sprachliche Erscheinungen behandeln und zwar, soweit tunlich, in engem Zusammenhang mit der Geschichte, sodass daraus neben dem Deutschlehrer auch der Geschichtslehrer etwelchen Vorteil ziehen dürfte.

Der erste Aufsatz will einige grundlegende Fragen klären, um die Bahn für die späteren Erörterungen, die mehr ins Einzelne und Praktische gehen werden, frei zu machen.

Wer den Bau der heutigen deutschen Sprache auch nur oberflächlich mustert, wird unschwer erkennen, dass die Bausteine ungleicher Art sind. Neben alten kräftigen Quadern, die in ihrer farblosen Schlichtheit unmittelbar eine bodenständige Ursprünglichkeit erkennen lassen, gewahrt er eine

ganze Masse undeutsch anmutender Ausdrücke, die sich besonders durch ihre fremdartigen Endungen als Eindringlinge erweisen: die Fremdwörter. Es ist nun aber ein großer Irrtum zu glauben, dass das erstgenannte Sprachgut, das sich in seinem ganzen Gehaben als gut deutsch darstellt, auch wirklich deutschen Ursprungs sei. Ein großer Teil ist vielmehr sogenanntes Lehngut, Wörter, die in einer früheren Zeit andern indogermanischen oder nicht-indogermanischen Sprachen entlehnt sind: die Lehnwörter. Ihnen will ich meine Aufmerksamkeit zuwenden. Dass das Deutsche kein einheitliches Gebilde ist, werden wir leicht begreifen, wenn wir uns erinnern, dass auch das Volk nicht ein eis Blutes ist. Ureuropäer, Kelten, Romanen, Slaven haben ihr gut Teil zur Bildung des großen deutschen Volkskörpers beigetragen, der sich gegenwärtig zwischen Alpen und Nordsee, zwischen Rhein und Weichsel ausdehnt . . . Unsere Sprache spiegelt diese Mischung wieder. Neben dem indogermanischen Grundstock zeigt unser Wortschatz nicht indogermanische, ureuropäische Bestandteile. Neben dem urgermanischen Sprachgut zeigen sich keltische

*) Zu diesem und den folgenden Aufsätzen wurden hauptsächlich benutzt:

Kluge, Etymologisches Wörterbuch;

Seiler Fr., Die Entwicklung der deutschen Kultur im Lichte des deutschen Lehnwortes;

Die Reallexika von Hoops & Schrader;

H. Hirt, Etymologie der Neuhochdeutschen Sprache;

Hoernes M., Die Kultur der Urzeit III. Sammlung Gösch;

Dieffenbacher, Deutsches Leben im 12. und 13. Jahrhundert. ibid;

Henne-am Rhyn, Kulturgegeschichte des deutschen Volkes.

Spuren in reichem Maße, während sich italienische und hellenische Anleihen kaum nachweisen lassen. Umso kräftiger aber begann der fremde Einstrom zu fließen, als die römische Weltmacht ihre Kreise enger und enger um die widerstrebenden Germanen zog. Wenn es auch nie gelang, den römischen Abler ins Innere Germaniens zu tragen, wenn vielmehr gerade die Germanen es waren, die die Grenzwälle sprengten und in wilder Flut über den Kontinent dahinbrausten, so hat doch die überlegene Kultur Roms das germanische Leben von Grund aus umgestaltet, zuerst vorwiegend in wirtschaftlicher, später, mit dem Sieg des Christentums, auch in geistiger Beziehung.

Von dieser Zeit an hat die Einwirkung Roms und der romanisierten Gallier nie mehr aufgehört. Bei der Neugestaltung der Dinge nach der Völkerwanderung ist Deutschland das Haupt der abendländischen Völkerfamilie und dadurch ein wichtigstes Glied des großen abendländischen Kulturreises geworden. Wie in einem Lebewesen ein Glied mit tausend Fäden am andern haftet, durch steten Stoffaustausch mit ihm ans innigste verbunden ist, so durchdrangen sich von nun an deutsches Wesen und deutsche Kultur mit Wesen und Kultur der angrenzenden romanischen Völker Frankreichs und Italiens. Ein Jahrhunderte währendes Nehmen und Geben setzte ein, das nie aufhörte, zu gewissen Zeiten schwächer wurde, zu andern Zeiten plutartig anschwoll. Diese Vorgänge spiegeln sich in der Sprache wieder, die ja immer eine treueste Begleiterin der Geschichte ist.

Bevor wir den Spuren dieser sprachlichen Einwirkungen nachgehen, wird es sich fragen, wie überhaupt die Entlehnungszeit eines Wortes bestimmt werden kann. Dafür stehen verschiedene Mittel zu Gebote.

Für die Neuzeit, d. h. für die Entlehnungen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ist die Sache einfach. Seit dieser Zeit besitzen wir deutsche Wörterbücher. (Das erste: „Novum dictionarium genū“ des E. Ulberus. 1540). Da können wir bei den verschiedenen Ausgaben der sich folgenden Wörterbücher leicht den jedesmal neu hinzugekommenen Wortschatz erkennen. Für die ältere, die mittelhochdeutsche Zeit (etwa von 1100 bis 1500) ist dieser Weg nicht gangbar, da keine Wörterbücher existierten. Hingegen besitzen wir aus dieser Zeit eine so reiche Literatur, daß wohl der gesamte Wortschatz der damaligen Sprache schriftlich überliefert ist. Da ist das erste Vorkommen eines Wortes in der Literatur festzustellen, womit die Entlehnungszeit ungefähr übereinstimmen wird. Fünfzig Jahre früher oder später spielen in diesen Dingen keine Rolle. Größere Schwierigkeiten bieten die Entlehnungen der althochdeutschen Zeit (etwa 500–1100). Die schriftlichen Quellen fließen spärlich, behandeln fast ausschließlich religiöse Stoffe, sobald große Gebiete des menschlichen Lebens, z. B. das gesamte wirtschaftliche Leben, ohne literarische Zeugen sind. (Ein Beispiel: Das Wort Pfirsich, das sicher schon vor der althochdeutschen Zeit aufgenommen worden ist, taucht erst im 12. Jahrhundert in einem schriftlichen Denkmal auf.)

Je weiter wir zurückgehen, umso dünner fließen die Quellen, um die Mitte des 8. Jahrhunderts versiegen sie ganz. Und doch sind schon vor dieser Zeit eine große Masse Wörter aus anderen Sprachen entlehnt worden. Wie kann man in diesen Fällen die Entlehnungszeit feststellen? Hier können nicht mehr literarische, sondern nur noch sprachliche und sachliche Beobachtungen Licht bringen.
(Schluß folgt.)

Konferenzen

In Nr. 50 der „Schweizer-Schule“ vom 10. Dez. 1925 weist ein Kollege hin auf eine Schriftstelle Lorenz Kellners über die Konferenzen. Der Schreiber dieser Zeilen weiß ganz wohl, daß wir diesem hervorragenden Erzieher großen Dank schulden für seine pädagogische Arbeit. Aber die erwähnte Schriftstelle veranlaßte den Unterzeichneten, folgende Zeilen niederzuschreiben.

L. K. schreibt von einem Uebelstande. Wir aber sehen gerade darin, daß solche Konferenzen, „nicht selten die fremdartigsten Elemente vereinigen; Lehrer und Lehrerinnen, Alte und Jungen Praktiker und Spekulanten, Starke und Schwache“ eine nicht zu unterschätzende gute und vorteilhafte Seite der Konferenzen. Auch bei solcher Zusammensetzung läßt sich in den Konferenzen viel Gutes erreichen. Aber eines ist sicher, daß man gewillt sein

muß, den andern Kollegen etwas zu bieten und von andern Kollegen etwas anzunehmen. Wie oft wird zum Beispiel hingewiesen auf den Gegensatz zwischen den Jungen und den Alten. Und doch, auch da läßt sich ein schönes, erfolgreiches Zusammenarbeiten erreichen bei irgendwie gutem Willen. Der Schreiber dieser Zeilen, in dessen Altern Jungblut fließt, erinnert sich mit Freuden an schöne Zusammenarbeit mit ältern Kollegen. Wie manches können sie uns Jungen bieten, das wir vielleicht erst nach langem Suchen und vielleicht Irren gefunden hätten. Und auch die Alten, die vom echten Erzieher- und Lehrergeist beseelt sind, sie orientieren sich gerne über „neue“ Wege und sind für wirklich gutes Neuland empfänglich. Aber, wie oft kommt es vor, daß es nicht „Neuland“ ist, was wir jungen „Brauseköpfen“ als solches ansehen, und wie